

Otto Schmidtgen.

(19. Dezember 1879 bis 23. Dezember 1938.)

Gedenkrede, gehalten in der von der Stadt Mainz und der Rheinischen Naturforschenden Gesellschaft veranstalteten Gedenkfeier im Kurfürstlichen Schloß zu Mainz am 12. April 1939.

Von

Othenio Abel (Göttingen).

Der Hingang eines Menschen, der zu seiner Zeit seinen Platz ausgefüllt und sein Lebenswerk dem lebendigen Strom der Entwicklung und Entfal-



Otto Schmidtgen.

tung seines Volkes eingegliedert hat, wirkt immer wie ein Axthieb in einen lebendigen Baum.

Manche stehen und gehen ihr Leben lang mehr oder weniger abseits von den Wegen ihrer Zeit; sie muten wie Relikte aus vergangenen Jahrhunderten an, die in ihren Anschauungen und Lebenszielen wie Fremdkörper in dem lebendigen Leibe des Volkes erscheinen, dem sie angehören. Und wenn solche Menschen ihr Lebenswerk beschließen, so ist man zu meist erstaunt, daß sie überhaupt noch am Leben waren, denn der Strom des vorwärtsstürmenden Lebens war schon längst über sie hinweggegangen. Ruhig und ungestört hat der Pulsschlag des Volkslebens weitergeklopft und nach kurzer Zeit hat man vergessen, daß diese Männer je gelebt haben und vielleicht sogar selbst der ehrlichen Überzeugung gewesen sind, etwas im Leben ihres Volkes bedeutet zu haben.

Andere Menschen aber gehen und stehen mitten in ihrer Zeit. Sie gehören zu den Männern, die ihre Zeit gestalten oder sie zu gestalten helfen und ihr die Wege zu weiterer Entwicklung weisen. Das sind nicht die stillen, verträumten, bescheiden zur Seite stehenden und den Schatten liebenden Menschen, sondern das sind die lebenskräftigen, lebensfrohen und lebensbejahenden Frohnaturen, die die Sonne lieben. Das sind jene Menschen, die nie vor einem Hindernis scheuen, sondern es wegräumen oder überspringen. Das sind die Kämpfernaturen, die sich nicht vom Leben in starre Gußformen zwingen lassen, sondern die selbst das Leben zwingen und formen.

Und wenn dann ein solcher frohgemuter Kämpfer seine Augen schließt, um sie nie mehr zu öffnen, dann sind seine Wegbegleiter, die seinem Wesen und Werk am nächsten standen, auf das tiefste betroffen. Wie betäubt nimmt man zunächst das Unabwendbare hin, um erst allmählich zum Bewußtsein des Verlustes zu kommen.

Die Menschen stehen in ihrem eigenen Lebenskampfe und im Lebenskampfe ihres ganzen Volkes auf verschiedenen Posten. Je nach der Wichtigkeit und Bedeutung eines solchen wird die Gesamtheit in geringerem oder stärkerem Maße erschüttert, wenn ein Mann für immer scheidet, der an der Front des wissenschaftlichen Vormarsches stand. Wenn ein beispielgebender Vorkämpfer auf dem Gebiete seines Forschungsbereiches fällt, dann greift ein solches Ereignis viel tiefer, als wenn ein tapferer Kamerad uns verläßt, der ein treuer Gefolgsmann, aber kein Führer war.

Die wissenschaftliche Forschung ist schon zu ungezählten Malen mit einem Kampfe gegen das so oft fast undurchdringlich erscheinende Gestrüpp und Dickicht der Unwissenheit und der Dummheit verglichen worden, so oft, daß ein solches Bild fast abgeschmackt wirken könnte. Aber trotzdem bringt uns ein solcher Vergleich immer wieder zum Bewußtsein, daß auch das Ringen um Erkenntnis ein wirklicher Kampf ist, mag er auch nur mit geistigen Waffen geführt werden. Und darum ist es wörtlich zu verstehen, wenn wir von Kämpfern und Vorkämpfern auf dem Gebiete der Forschung

sprechen und beanspruchen, daß ihnen ein ehrenvoller Platz im Leben eines Volkes eingeräumt wird.

Früher einmal verband man mit der Vorstellung eines Forschers oder, wie man meist zu sagen pflegte, eines „Gelehrten“, die Vorstellung eines weltfremden Stubenhockers, der ferne von Lärm und Getriebe des täglichen Lebens seine Gedanken spann. Das ist seit langem anders geworden. Heute erscheint uns undenkbar, daß sich ein Wissenschaftler nach Art jener vorsintflutlichen Scholastiker im Dämmer der Gelehrtenstube verkriecht, ja wir würden es geradezu als lächerlich empfinden, wenn ein solches mittelalterliches Relikt es wagen würde, uns etwas vom Leben und von der Geschichte des Lebens zu erzählen!

In unserer Zeit, die wir stolz miterleben dürfen, ist unter den verschiedenen, so unendlich reich verzweigten Forschungswegen, die in ihrer Gesamtheit das bilden, was wir Wissenschaft und Forschung zu nennen pflegen, alles Wissen und Forschen um die Gesamtheit des Lebens, also die Biologie, immer stärker in den Vordergrund getreten. Die Erkenntnis, daß wir unser Dasein und unsere Entwicklung unabänderlichen Gesetzen verdanken, hat uns die Pflicht auferlegt, diesen Gesetzen mit äußerster Kraftanspannung und Zähigkeit nachzuforschen und nicht nur das uns umgebende Leben in seiner Gesamtheit, sondern auch die Geschichte des Lebens, also die Paläobiologie, mit Nachdruck zu verfolgen.

Man hat schon in alter Zeit Dokumente der Erdgeschichte und der Lebensgeschichte ausgegraben und in Raritätenkabinetten zusammengetragen, die große Herren anlegten, um sich selbst daran zu erbauen und zu ergötzen und sie dann und wann wissensdurstigen Besuchern in gnädiger Weise zu erschließen. So sind in aller Welt und auch in unserer Heimat die verschiedenen geologischen und paläontologischen Sammlungen und Museen entstanden, entweder als Raritätenkabinette oder als Magazine von Petrefakten in schönen, verglasten Ausstellungsschränken, in denen höchstens dürftige Etiketten die einzige Sprache zu den Besuchern redeten. Diese waren oft in der trügerischen Hoffnung in ein solches Museum gekommen, um Belehrung über die jedem wissensdurstigen Menschen so naheliegende Frage nach der Geschichte seiner Heimat, seinen Vorfahren und deren Zeitgenossen zu finden oder um zu erfahren, wie die Lebensräume in vergangenen Zeiten beschaffen waren und in welchen Beziehungen alle diese Dinge und Zustände längst verflossener Zeiten der Erdgeschichte zur Gegenwart und zum Leben von heute stehen.

In einer Zeit, die noch nicht sehr lange hinter uns liegt, waren sich die Verantwortlichen noch nicht bewußt, daß die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen nicht nur auf den verhältnismäßig sehr kleinen Kreis der Fachleute beschränkt bleiben dürfen, sondern daß sie in gemeinverständlicher Form den weitesten Kreisen des ganzen Volkes erschlossen werden müssen, um es in allen seinen Teilen an den Früchten des geistigen

Fortschreitens teilnehmen lassen zu können. Wer früher einmal eine naturwissenschaftliche Sammlung besuchte, in der sich Saal an Saal voll von ausgestopften Tieren oder von Tieren in Spiritus oder Saal an Saal von Gesteinen und Versteinerungen nebst Knochen und Zähnen vorweltlicher Tiere und Pflanzenabdrücke aneinanderreichten, der ging meist recht unbefriedigt wieder von dannen. Man kann auch heute noch die Enttäuschung von Besuchern solcher Sammlungen beobachten, die sich da und dort noch vorfinden und selbst wie Versteinerungen aus alten Zeiten anmuten.

Da mußte einmal Wandel geschaffen werden. Und der Wandel kam mit dem Augenblick, da man sich darüber klargeworden war, daß alle die tausend und abertausend Überreste vorweltlicher Tiere und Pflanzen zu der Zeit, in der sie lebten, nichts anderes waren als lebendige Tiere und lebendige Pflanzen und daß man, wenn man den Versuch machen will, diese längstvergangenen Zeiten der Erdgeschichte und der Lebensgeschichte unserem Verständnisse näherzubringen, alle Fossilreste als die Überreste von einmal lebendig gewesenen Lebewesen betrachten muß. Das klingt geradezu aufreizend selbstverständlich, aber es gab und es gibt noch immer genug Leute, die der Meinung sind, daß alle vorweltlichen Tierreste und Pflanzenreste hauptsächlich dazu dienen, den Ablauf erdgeschichtlicher Ereignisse als Dokumente zu belegen und daß ihre Rolle als lebensgeschichtliche Dokumente nur eine ganz untergeordnete, wenn überhaupt berücksichtigungswerte ist.

Folgerichtig müssen wir mit eiserner Konsequenz darangehen, nicht nur alles, was auf die Geschichte des Lebens Bezug hat, zu sammeln und zu erforschen, sondern auch alles das, was der Forscher auf diesem Gebiete zu ermitteln vermochte, der Öffentlichkeit in der Form von lebensgeschichtlichen Museen zu erschließen und so den weitesten Schichten des Volkes einen wirklichen, lebensvollen und lebensnahen Einblick in die Vergangenheit zu geben.

OTTO SCHMIDTGEN ist schon vor vielen Jahren einer der ersten gewesen, die diesen Gesichtspunkt, der von anderer Seite sozusagen als Kampfprogramm gegen die Verzopftheit der alten Zeit aufgestellt worden war, sofort zu dem seinen gemacht hat. Das liegt jetzt fast dreißig Jahre zurück. Von diesem Zeitpunkt an ist er der Fahnenträger der jungen Paläobiologie gewesen und ist es bis zu seinem Tode geblieben.

Wer heute das naturgeschichtliche Museum in Mainz betritt, sieht schon nach den ersten Schritten in diese Schatzräume, daß er nicht in eine öde und langweilige Petrefaktsammlung geraten ist, aus der es nach kürzerem oder längerem achtungsvollem Verweilen nur die Flucht als Befreiung gibt, sondern daß er eine Stätte betreten hat, die ihm das vergangene und versunkene Leben der erdgeschichtlichen Vorzeit in seinen verschiedenen Formen und Erscheinungen erschließt. Hier sieht er das vor Hunderttausenden von Jahren verschwundene Leben im Rahmen der

engeren Heimat von Mainz am Rhein wieder auferstanden. Wenn von einem im Kies oder Lehm der Vorzeit gefundenen und sorgfältigst ausgegrabenen Wirbeltier die Mehrzahl der Skeletteile vorhanden sind, so ist es zu einem ganzen Skelette zusammengesetzt und teilweise ergänzt worden; Bilder und Zeichnungen und Modelle veranschaulichen die Vorstellungen des Fachmannes von dem Aussehen des Lebensbildes dieses vorweltlichen Tieres und beigefügte ausführliche Erklärungen tun das übrige, um den Betrachter dieser Ausstellung auch ohne mündliche Erklärung eines fachmännischen Führers die Bedeutung der Schaustücke zu lehren.

Es konnte und kann niemals die Aufgabe eines naturgeschichtlichen Museums in Mainz sein, das Leben der Vergangenheit in erdumspannender Form darzustellen. Dazu sind Museen berufen, die in den Hauptstädten von Weltreichen durch ihre zentrale Lage zu einer solchen Darstellung und Zielsetzung in erster Linie geeignet erscheinen. Das Museum in Mainz hat in weisester Beschränkung den Gesichtspunkt vertreten, daß es allein seine Aufgabe sein darf und sein muß, die Lebensgeschichte und das gegenwärtige Leben der engeren Heimat, dies aber so gut als möglich und so umfassend als möglich und so eingehend als möglich darzustellen.

Das war das neue Ziel und der neue Plan, der SCHMIDTGEN vor Augen stand, als ihm der Auftrag zuteil wurde, das naturgeschichtliche Museum in Mainz neu einzurichten und aufzubauen. OTTO SCHMIDTGEN hat diesen Plan durchgeführt. Mit der ihm eigenen zähen und lebensfrohen Energie, mit seinem unermüdlichen Eifer und seinem unbeirrbaren Blick für das Wichtige und für das Nebensächliche. Wer von uns Älteren sich noch an das frühere naturgeschichtliche Museum von Mainz erinnert und es mit dem von heute vergleicht, wird den ungeheueren Abstand von Einst und Jetzt begreifen.

Heute, das darf ich an dieser Stelle wohl sagen, ohne in Gefahr zu geraten, einer Übertreibung bezichtigt zu werden, ist das naturgeschichtliche Museum in Mainz *das* Beispiel für ein lebensgeschichtliches Heimatmuseum, nicht nur hier am Rhein, nicht nur im Rahmen unseres ganzen Deutschen Vaterlandes, sondern weit über dessen Grenzen hinaus. Ich habe das OTTO SCHMIDTGEN schon vor Jahren mit diesen Worten gesagt und es darf uns alle mit Genugtuung und Stolz erfüllen, daß er von allen Fachgenossen des In- und Auslandes, die sein Museum besuchten, die gleich hohe Anerkennung und gleiches Lob erntete und an dieser verdienten Würdigung sich erfreut hat. Denn das alles, was jetzt im Rahmen des naturgeschichtlichen Museums von Mainz vor unseren Augen steht, ist buchstäblich sein ureigenstes Werk, das er seiner unermüdlichen Tatkraft, der richtigen Zielsetzung seines Wollens und seinem unvergleichlichen Sammlerglück zu verdanken hatte.

Das alles hätte freilich nicht zu jenem Erfolg geführt, den wir vor uns sehen, wenn er nicht durch die Stadtverwaltung Mainz die verständ-

nisvollste Unterstützung und weitgehendste Förderung gefunden hätte. Die Stadt Mainz und OTTO SCHMIDTGEN haben sich in gemeinsamer Planung und zielbewußtem Willen im naturgeschichtlichen Museum von Mainz ein Denkmal gesetzt, das die Nachfahren zu behüten und auszubauen haben, um vor späteren Generationen in Ehren bestehen zu können.

Ich habe früher von SCHMIDTGENS unvergleichlichem Sammlerglück gesprochen. Das könnte den falschen Schein erwecken, als würde ich meinen, daß ihm als Glückskind Funde in den Schoß gefallen wären, die einem anderen, minder vom Glück Begünstigten, entgangen sein würden. Die Beurteilung der Erfolge manches Menschen steht ja mitunter unter dem Zeichen eines gewissen Neides, der den verdienten Erfolg durch die Annahme eines dabei unverdienten Glückes herabzusetzen versucht. Darum möchte ich, wenn ich vom Sammlerglück SCHMIDTGENS sprach, dies nicht in herabsetzendem Sinne aufgefaßt wissen. Wer das in den Kreisen von Fachgenossen beneidete „Sammlerglück“ besitzt, der hat fast immer etwas anderes, nämlich den „Sammlerblick“, das heißt, er besitzt die Fähigkeit, scheinbar unbedeutende und einem anderen entgehende Anzeichen für das Vorhandensein eines wertvollen Fundes trotz seiner scheinbaren Nebensächlichkeit in seiner vollen Bedeutung zu werten und sofort mit aller Kraft dort mit der Arbeit einzusetzen, wo ein anderer vorübergeht, weil er eben keinen „Sammlerblick“ besitzt. Und diesen Sammlerblick hat OTTO SCHMIDTGEN besessen wie nur sehr wenig andere. Das ist vielleicht der Hauptgrund seiner gewaltigen Erfolge als Sammler, oder wenn man einen anderen Ausdruck gebrauchen wollte, als Schatzgräber.

In der Tat, es sind ganz unvergleichliche Schätze, die OTTO SCHMIDTGEN für das Mainzer Museum im Laufe langer Jahre erworben hat. In der Zeit, da er das Mainzer Museum leitete, hat er die Kenntnis der verschiedenen, schon seit dem vorigen Jahrhundert bekannt gewesenen tertiären und quartären Wirbeltierfaunen des Mainzer Beckens sehr wesentlich gefördert und zahlreiche neue, sehr ergiebige Fundorte ausgebeutet. Er hat aber auch in der Nähe von Nierstein eine Fundstelle erschlossen, die uns einen Einblick in das Tierleben der Permformation durch die an dieser Fundstelle aufgedeckten Lebensspuren ermöglicht, wie er bisher noch nirgends in der Welt in gleicher Weise entdeckt, aufgeschlossen und ausgebeutet worden ist.

Immer und überall bei seinen paläobiologischen Untersuchungen und Aufsammlungen ist SCHMIDTGEN bestrebt gewesen, die Gesamtumstände eines solchen Fundes nach allen Richtungen zu überprüfen und zu einem Gesamtbilde, einem Lebensbilde, zu vereinigen, das letzte Ziel, das uns vor Augen stehen muß, wenn wir es versuchen wollen, versunkenes und vergangenes Leben wieder verständlich zu machen.

Unter diesen Versuchen, aus der Gesamtheit der Funde und der Fundumstände zu der Vorstellung eines geschlossenen Lebensbildes einer be-

stimmten Zeit der erdgeschichtlichen Vergangenheit zu gelangen, dürfen die Untersuchungen OTTO SCHMIDTGENS über die eiszeitlichen menschlichen Spuren in der Umgebung von Mainz die erste Stelle beanspruchen.

In den letzten fünfzehn Jahren sind in der Umgebung von Mainz menschliche Spuren aus der Eiszeit in Gestalt von Werkzeugen und den Resten erlegter Beutetiere an mehreren Stellen gefunden worden. Die ersten derartigen Funde wurden auf dem Linsenberg bei Mainz gemacht; sie gehören der Kulturperiode des Aurignacien an und fallen zeitlich an den Beginn des letzten Eisvorstoßes innerhalb der letzten Eiszeit oder der Würmeiszeit.

Man hatte früher zwar da und dort in gröberen Umrissen das geologische Alter der eiszeitlichen Aurignacienkultur bereits festzulegen vermocht, aber doch ist es erst SCHMIDTGEN im Jahre 1925 gelungen, das Alter der Aurignacien-Station am Linsenberg bei Mainz genauestens zu bestimmen.

Die Fundstelle am Linsenberg bei Mainz liegt auf einer der Kalkschollen am Nordrande des rheinhessischen Plateaus. Die obersten Schichten sind plattige Hydrobienkalke des unteren Miozäns, denen altdiluviale Sande der Mosbacher Stufe aufgelagert sind. Ein Schacht, der an dieser Stelle abgeteuft wurde, hat die Feststellung ermöglicht, daß diese Sande vom Urmain aufgeschüttet worden sein müssen, weil die in ihnen enthaltenen Geschiebe ganz typische Maingeschiebe sind. Auf diesen altdiluvialen Sanden ruht in ursprünglicher Lagerung jungeiszeitlicher Löß auf. Ihm folgen nach oben zu römische Kulturschichten, die mit ihren Abfallgruben bis zu 3 m Tiefe in ihm eindringen.

In dieser Lößschicht auf dem Hydrobienkalk des Linsenberges bei Mainz liegen die eiszeitlichen Funde aus der Aurignacienzeit. Sie liegen aber derart, daß es SCHMIDTGEN möglich geworden ist, die Zeit dieser menschlichen Niederlassung auf dem Linsenberg noch viel genauer zu bestimmen. In der Höhe der Fundschicht wird nämlich der Löß von einer schwachen Schicht durchzogen, die durch ihre Verfärbung aus dem Hellgelbbraun des Lößes in ein dunkleres Braun auffällt. Diese Verfärbung ist die Folge einer Klimaänderung gewesen. Der echte, hellere Löß ist während einer trockenen, kalten Phase der Eiszeit abgelagert worden; hingegen entstand die Braunfärbung der dünnen Schicht, die als „Verlehmungszone“ unterschieden zu werden pflegt, durch die Verwitterung und Entkalkung des Lößes während einer wärmeren Phase der Eiszeit, teils infolge der stärkeren Einwirkung durch die Tagwässer, teils durch die Ausbildung einer reicheren Pflanzendecke. Diese Verlehmungszone entspricht also einer etwas wärmeren und etwas feuchteren Phase im Rahmen der letzten Eiszeit oder Würmeiszeit. Im obersten Teil der verlehmtten braunen Lage im Löß und oberhalb derselben lagen die großen und kleinen Bruchstücke der Knochen jener Tiere, die der Eiszeitjäger an dieser Stelle zerwirkt hatte. Diese Knochensplitter sind nicht von der

Entkalkung betroffen worden; sie müssen also an ihre Fundstelle gekommen sein, nachdem der Verlehmungsprozeß bereits aufgehört hatte, denn sonst müßten sie zum mindesten starke Spuren der Entkalkung zeigen oder könnten überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Daraus hat SCHMIDTGEN mit vollem Recht den Schluß gezogen, daß die Raststation des Eiszeitmenschen an dieser Stelle erst nach dem Aufhören der wärmeren Zeit innerhalb der Ablagerungsperiode des Lößes angelegt worden sein kann, also zur Zeit des Beginnes der zweiten Kältephase der letzten Eiszeit, als neue kalte Staubstürme von neuem Löß abzulagern begannen. Dieses Beispiel aus dem Berichte SCHMIDTGENS über die Ausgrabungen am Linsenberge zeigt deutlich die ausgezeichnete und scharfe Beobachtungsgabe und die sorgfältige Abschätzung der Bedeutung von selbst belanglos erscheinenden Einzelheiten im Verlaufe einer Ausgrabung, Einzelheiten, die leider früher so oft übersehen worden sind.

Stellte die Aurignacien-Station im Löß des Linsenberges die jüngste der drei in den letzten Jahren bei Mainz aufgedeckten und ausgegrabenen Jagdstationen des Eiszeitmenschen dar, an der ein Jägervolk jagte, das in anthropologischer Hinsicht dem modernen Menschen sehr nahestand, so hat die zweite, bei Wallertheim in Rheinhessen in der Ziegelei von HOFMANN erschlossene und von SCHMIDTGEN meisterhaft ausgebeutete und vorbildlich beschriebene Jagdstation ein Bild von der Jagdbeute und den Jagdmethoden jenes Menschen der älteren Abteilung der letzten Eiszeit geliefert, den wir als den Menschen der Moustérienzeit ansprechen und der dem Kreise und der Kulturstufe des europäischen Neandertalmenschen angehört.

Die sehr genaue Untersuchung der ganzen Lagerungsverhältnisse und der Fundumstände von Wallertheim haben Aufschlüsse gebracht, die von größtem Werte für die Beurteilung der Lebensverhältnisse dieses Eiszeitmenschen gewesen sind. Wir wissen ja schon einiges über die Jagdtiere und die Jagdmethoden des Menschen der Moustérienzeit, aber durch keine andere Untersuchung ist die lokale Verschiedenheit der Jagdmethoden dieses Menschen so stark in Erscheinung getreten wie durch die Untersuchung SCHMIDTGENS. Es mußte ja wohl klar sein, daß sich die Jagdarten den örtlichen Verhältnissen anpassen mußten, aber wie und in welchem Grade das der Fall war, ist uns erst durch die Studien über die Jagdstation von Wallertheim klargeworden. Die Jagdart war anders in Höhlen, verschieden in der Ebene und im Gebirge, anders im dichten Wald und anders in der Steppe.

Die Stelle, an der der Jäger von Wallertheim sein Wild erlegte, lag am Ufer eines Sumpfes, einer Wasserstelle in der Eiszeitsteppe. Von weither kamen die Tiere hierher zur Tränke und hier erlegte sie der Jäger, wahrscheinlich mit starken Holzspeeren. Er lauerte im Schilfdickicht des Ufers auf die Beute und hier gelang es ihm auch, selbst jenes wehrhafte und starke Wild zu erbeuten, das an anderen Jagdstationen aus dieser Zeit

entweder ganz fehlt oder doch sehr selten ist, nämlich den Wisent. Der Steppenwisent (*Bison priscus*) und verschiedene Arten der eiszeitlichen Wildpferde herrschen nach den Untersuchungen SCHMIDTGENS in der Jagdbeute des Eiszeitmenschen von Wallertheim derart vor, daß sie über 90% der ganzen gefundenen Knochenreste ausmachen. Der abgegrabene Platz an der Fundstelle nimmt einen Platz von 375 qm ein, was zur Beurteilung der ganzen Frage von Bedeutung ist. Freilich stammten etwa 96% der gefundenen Wisentreste von jungen Tieren. Das ist leicht verständlich; jüngere Tiere sind nicht so vorsichtig wie alte, sie stürmen gierig zum Wasser und werden so am leichtesten und häufigsten eine Beute des Jägers.

Von besonderer Wichtigkeit war der von SCHMIDTGEN beschriebene Fund eines Knochens bei Wallertheim, der seiner Form nach nur als Grabschaufel gedient haben kann. Das spricht entschieden für die Methode des Fallgrubenfanges, der zwar schon wiederholt als wahrscheinlich für den Jäger dieser Zeit angenommen worden war, aber erst durch den von OTTO SCHMIDTGEN beschriebenen und wie mir scheint, richtig gedeuteten Fund zum erstenmal bewiesen worden ist.

Hat uns die Fundstelle von Wallertheim einen ausgezeichneten Aufschluß über den Jäger aus dem Beginn der letzten Eiszeit vermittelt, so haben die erst in letzter Zeit durch SCHMIDTGEN bekanntgemachten Funde von Werkzeugen aus den altdiluvialen Kiesen von Mosbach bei Biebrich eine unvergleichlich viel größere Bedeutung. Zum erstenmal ist hier der einwandfreie Nachweis möglich geworden, daß der Mensch der Altdiluvialzeit Deutschlands, die um viele Hunderttausende von Jahren hinter der Zeit des Wallertheimer Jägers zurückliegt, bereits Knochenwerkzeuge in Verwendung gehabt hat. Das sind die ältesten Knochenwerkzeuge, die man bis heute kennt und die in ihrer Bedeutung nicht genug hoch veranschlagt werden können.

Es kann kaum einem ernststen Zweifel unterliegen, daß diese höchst primitiven Knochenwerkzeuge aus den altdiluvialen Kiesen von Mosbach in irgendeiner Beziehung zur Jagd des Heidelberger Menschen standen, denn in dieselbe Zeit wie die Ablagerung der Schichten von Mosbach fallen die Kiese von Mauer bei Heidelberg. Dort ist ja in den Absätzen der Elsenz der berühmte Unterkiefer des Heidelberger Menschen gefunden worden. SCHMIDTGEN war der erste, der in verschiedenen Knochensplintern Werkzeuge eines primitiven Menschen erkannt hat, die er uns an einem seiner Jagdplätze bei Mosbach hinterlassen hat. Sie haben wahrscheinlich zur Abhäutung und zum Zerwirken des Wildes gedient.

Erst vor etwa einem Jahre hat OTTO SCHMIDTGEN ein Lebensbild aus dieser weit zurückliegenden Zeit entworfen, in welcher der bis jetzt älteste Mensch auf dem Boden Europas lebte und seine Nahrung als Jäger erwarb. In dieser Stunde, da wir uns versammelt haben, um des Menschen und Forschers SCHMIDTGEN und seines Lebenswerkes zu gedenken, wollen

wir den Worten folgen, mit denen er in unvergleichlich lebendiger Weise das Lebensbild des Mosbacher Jägers der Altdiluvialzeit geschildert hat:*

„Der Rhein hatte damals noch nicht sein tiefes Bett von heute, Main und Rhein flossen noch über die Weisenauer Höhe bis zur Gegend von Hechtsheim und Finthen, denn bis dorthin finden wir die Main- und Rheinsande und Gerölle aus dieser Zeit abgelagert. Rheinhessen war noch ein großes Plateau, über welches während der Eiszeiten die kalten Schnee- und Staubstürme hinwegbrausten, auf welchem nur eine echte Steppenflora sich ausbreiten konnte. Der Südabhang des Taunus, geschützt gegen die kalten Nord- und Nordostwinde, hatte dichten Waldbestand, und da, wo heute Biebrich und Wiesbaden liegen, hatte der breite Strom, der hin und her pendelte und sein Bett durch Ablagerung von Sanden und Kiesen immer selbst zubaute, eine stille Bucht gebildet.

Denken wir uns nun zurückversetzt in jene fernliegenden Zeiten, und begleiten wir im Geiste den damaligen, so primitiven Jäger auf einem seiner Jagdzüge.

Er war mit seiner kleinen Horde erst kurz vorher in der Gegend angekommen. Sofort hatte er erkannt, daß hier günstige Jagd Gelegenheit für ihn sei, und er wollte heute die Hauptwechsel und die Haupttränkeplätze der Tiere erkunden, um seine Jagd darnach einzustellen. Auf einer Rheinau hatte er sich im dichten Busch versteckt, um von hier aus Umschau zu halten und das Wild zu beobachten. Welches Bild bot sich da seinem Auge!

Im Hintergrunde erhoben sich die bewaldeten Höhen des Taunus, von den Strahlen der untergehenden Sonne in ein Meer von Licht getaucht.

Der Wald reichte nicht ganz bis zum Strom und zur Bucht hinab. Ein breiter Streifen, teils Sumpf und Morast mit hohen Schilfbeständen — teils höher liegendes trockenes Land mit üppigem Graswuchs, war dem Walde vorgelagert. Hierher kam das Wild aus weitem Umkreise allabendlich zur Tränke und auch zur Äsung.

In einer der großen Wasserlachen vor dem Auge des Jägers tummeln sich zwei gewaltige Tiere, bald verschwinden die großen, plumpen Körper ganz unter der Oberfläche des Wassers und nur die breiten Köpfe sind noch sichtbar, bald tauchen sie wieder bis zur Hälfte des Körpers aus dem Wasser auf. Es sind zwei Flußpferde, welche die saftigen Stengel des Schilfs abweiden. Die Tierart hatte sich, aus der wärmeren Tertiärzeit stammend, hier am warmen Südabhang des Taunus noch eine Zeitlang halten können, bis die fortschreitende und zu lange anhaltende Abkühlung während der Eiszeiten ihr das Lebenslicht ausblies.

Seitlich von der Wasserlache, an der etwa höher gelegenen Stelle mit dem üppigen Gras- und Kleebestand, tritt jetzt ein starkes Rudel von Hirschen aus dem Wald, um auf der fetten Weide sofort mit äsen zu be-

* O. SCHMIDTGEN: Jagdbilder aus der Vorzeit. — Internationale Jagd-ausstellung, Berlin 1937. — Naturhistorisches Museum der Stadt Mainz.

ginnen. Es sind gewaltige Tiere mit kapitalen Geweihen von der Form unserer heutigen Edelhirsche. Das Geweih hat lange spitze Enden. Die Stärksten sind gewaltige Eissprossenzehner, ihr Geweih ist ein reines Kampfgeweih.

Völlig vertraut äsen die Tiere, sie lassen sich nicht stören durch den gewaltigen Keiler, der jetzt aus dem Walde hervorbricht und sich nach kurzem Verweilen in den kleinen Morast stürzt, um sich zu suhlen.

Ein Knacken und Knistern wie von brechenden Ästen hört man flußabwärts aus dem Walde und kurz darauf schiebt sich aus dem Dickicht der gewaltige Kopf eines Nashorns vor. Zwei mächtige, spitze Hörner, das vordere über einen Meter hoch, zieren seinen Kopf, eine furchtbare Waffe im Kampfe mit seinen Feinden. Es sichert nach allen Seiten und mit einer Behendigkeit, die man dem großen, plumpen Körper gar nicht zutrauen möchte, eilt es dem Flußufer zu und verschwindet im Schilfwald.

Schon lange sieht man in dem weiter oben liegenden Erlenbruche einen hohen Tierkörper sich bewegen, aber noch ist nicht genau zu erkennen, wer der langbeinige Riese ist. Jetzt tritt er an einer Stelle ins Freie, der Breitstirnelch, der größte Elch aller Zeiten. Seine riesigen Schaufeln haben eine Spannweite von etwa zwei und einhalb Metern, und da er den Kopf jetzt zur Seite biegt, um sich an dem jungen Stämmchen die Rinde zu holen, da treten sie besonders schön in Erscheinung.

Klagende Laute dringen von dort drüben an das Ohr des Jägers, alle Tiere horchen auf, es bemächtigt sich ihrer eine gewisse Unruhe, die Hirsche trolten ab in den schützenden Wald, aber bald ist die frühere Ruhe wieder eingetreten und der in seinem Versteck sich aufrichtende Jäger sieht, daß an der vorspringenden Waldesecke der Panther einen kapitalen Rehbock geschlagen hat.

Hundegekläff auf dem anderen Ufer läßt den Jäger nach dort blicken und sein scharfes Auge erkennt einige Wolfshunde, welche einem armen Hasen nachjagen. Alle Haken nützen dem armen Lampe nichts, bald ist er von dem einen Hunde ergriffen und in einem Augenblick von allen, die sich darüberstürzen, zerrissen.

Und noch sieht der Jäger den Wolfshunden nach, da kommt von der Steppe her, eine Staubwolke aufwirbelnd, eine Herde von Wildpferden dahergebraust, die, am Ufer angekommen, haltmacht, um rasch den Durst zu stillen. Es sind kräftige Pferde, mit großem Kopfe, in der Gestalt an die heutigen afrikanischen Streifenpferde erinnernd.

Donnerartiges Getöse aus der Ferne, in das sich trompetenartige Laute mischen, läßt für einen Augenblick alle Tiere die Köpfe hochwerfen und aufhorchen. Das Getöse kommt näher, und bald tritt ein Trupp von Riesenelefanten aus dem Wald. Ein mächtiger Bulle von über fünf Meter Höhe mit gigantischen Stoßzähnen führt sie an. Bäume und Sträucher sind für ihre gewaltigen Tritte kein Hindernis, eine breite Fährte zeigt im

Walde den Weg an, welchen sie genommen. Bis an den Fluß kommen sie heran, um gierig mit ihren riesigen Rüsseln das klare Wasser aufzunehmen.

Überall im weiten Umkreis ist jetzt reiches Tierleben; wo der Jäger hinblickt, da sieht er die von ihm so sehr erwünschten Jagdtiere. Um ihn herum aber bewegt es sich auch überall im angeschwemmten Genist; da jagen zwei Wühlmäuse, von der Größe unserer Wasserratten, einander, und dort kommt eine Bisamspitzmaus, ein Zuwanderer aus dem Südosten, um auf Nahrungssuche zu gehen. Weit oben am Fluße zeichnet sich der Umriß eines gewaltigen Hirsches ab, in einer Form, die er noch nie gesehen hatte. Es war ein Riesenhirsch, der damals vereinzelt hier lebte, der Ahnherr der späteren, gewaltigen Riesenhirsche.

Wer Hunger und Durst gestillt, zieht sich wieder vom Ufer des Stromes zurück und andere kommen an ihre Stelle. Die Pferdeherde hat den flachen Uferstrand auch schon wieder verlassen, da nähert sich eine andere Gruppe von dunkelbraunen großen Gestalten dieser Stelle, ein dichter Pelz bedeckt ihren Körper und scharf zeichnet sich in der Silhouette ihr mächtiger Buckel ab. Es sind Waldrinder, die Ahnformen unserer heute vereinzelt noch lebenden Wisente, die aber viel größer waren als diese. Mit ihren mächtigen, nicht sehr stark gekrümmten Hörnern drängen sie sich gegenseitig von dem günstigsten Tränkeplatz weg.

Die Sonne sinkt tiefer, die Bäume werfen lange Schatten, die meisten Tiere haben ihren Durst gestillt und sich der günstigen Äsung zugewendet, da bringt ein plötzliches lautes Brüllen Bewegung in die Massen. Hirsche, Rehe, Wildschweine eilen dem Walde zu, der Breitstirnelch zieht sich in den Erlenbruch zurück, selbst die Wildrinder auf der anderen Seite des Stromes trollen ab, denn es naht der König der Tiere, der mächtige Löwe, welcher damals hier lebte. Er war, wie die aufgefundenen Knochenreste zeigen, sicher einhalbmal größer wie die stärksten heute lebenden Löwen. Auch er braucht Nahrung, und die holte er sich allabendlich hier an der Tränke. Bald zeigen die durchdringenden Schreie eines Wildschweines an, daß er seine Beute gefunden hat.

Unser Jäger hat genug gesehen. Er weiß, daß er hier in Hülle und Fülle das findet, was er sucht, und tritt deshalb befriedigt den Heimweg an. Aber kaum hat er sich erhoben, da sieht er, wie ein Tier im Wasser schwimmend sich der Uferstelle nähert, wo sein Versteck sich befindet. Ein riesiger Biber entsteigt den Fluten und beginnt an dem großen Weidenstamm, der schon die Spuren seiner Tätigkeit trägt, weiter zu nagen, um ihn womöglich noch in dieser Nacht zu Fall zu bringen. Es ist der große Trogontherien-Biber, der vereinzelt hier noch lebt, fast doppelt so groß als die Biber, welche der Jäger in Menge auf seinem Herweg beobachtet hatte. Der sollte für ihn die Beute des Tages sein, und mit einem kräftigen Schlage des knorrigen Eichenastes, den er bei sich führte, erlegte er ihn.

Den Biber auf dem Rücken, beginnt er nun den Heimweg. Er muß bei der Dämmerung sehr vorsichtig sein, um die schmale Furt, welche von der Au zum Ufer führt, nicht zu verfehlen. Im Walde ist es schon dunkel. In Gedanken an das Gesehene tritt er dahin; da plötzlich hört er neben sich ein mächtiges Brummen, und ein großer Bär verlegt ihm den Weg. Die Dunkelheit einerseits, seine Gewandtheit andererseits aber ermöglichen ihm, den gewaltigen Tatzen auszuweichen und eilig setzt er seinen Weg fort. Es war einer von den großen Bären, den Ahnformen der noch größeren späteren Höhlenbären, der mit seiner Sippe in den Felsklüften des Taunus lebte.

Nach längerer Wanderung erreicht unser Jäger das schützende Versteck, wo er die Seinen verlassen hatte. Der mitgebrachte Biber wird von allen als Nahrung freudig begrüßt und sofort verzehrt. Die beiden, kaum dem Kindesalter entwachsenen jungen Jäger, welche nach der Höhe des Taunus gegangen waren, hatten nur einen Vielfraß erbeutet, der dort der Damhirschkuh mit den Hirschkalbern aufgelauert hatte. Sein Fleisch hatte aber nicht ausgereicht, um den Hunger der Horde zu stillen.

Erregt berichten die Jungen von einem Tier, welches sie noch nie gesehen hatten, mit langen Haaren und tiefen krummen Hörnern. Es war ein Moschusochse, wie sie auch in damaliger Zeit vereinzelt hier lebten.

Die Nacht ist gekommen, tiefe Dunkelheit herrscht im dichteren Walde. Von ferne aus der Steppe klingt das Heulen der Hyänen, die jetzt, nach Nahrung suchend, dort herumstreifen. Bald hat der Schlaf unsern Jäger umfangen und der Traum zeigt ihm noch einmal all das so begehrte Wild, welches er heute beobachtet hatte.

Die Bucht ist verschwunden, an ihrer Stelle stehen heute Wohnhäuser und Fabriken, die Tiere sind ausgestorben, nur der Rhein eilt noch wie damals, wenn auch in tieferem Bette, dem Meere zu, der Boden aber birgt in den zahlreichen Knochenresten die stummen Zeugen dieses einstigen Wildeldorados.“

Diese Darstellung ist eines der besten Lebensbilder aus der Tierwelt der Vorzeit, das jemals zu zeichnen versucht worden ist. Vielleicht wird jemand, der solchen Gedankengängen fernsteht, zu der Meinung gelangen, daß diese Schilderung eines Abends am Rheinufer während der Ablagerung der Mosbacher Sande in der Altdiluvialzeit schlechterdings in das Gebiet der Phantasie, aber als Romanschilderung nicht mehr in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung gehört. Gerade solche Schilderungen wie die eben gehörte stellen aber letzten Endes eines der Ziele der Paläobiologie oder der lebensgeschichtlichen Forschung dar: die Wiedererweckung vorweltlichen Lebens auf Grundlage der dokumentarischen Fossilreste und unter sorgfältigster Berücksichtigung der Lebensformen und der Lebensgewohnheiten der vorzeitlichen Lebewelt nach Analogie der heutigen Verhältnisse. Eine Schilderung wie diese kann eben nur einem Meister seines Faches gelingen, ein Stümper wird sie nicht

schaffen können, es sei denn, daß eine Karikatur statt eines Gemäldes das Ergebnis seiner Bemühungen wäre.

SCHMIDTGEN hatte eine unvergleichliche Gabe zur Gestaltung solcher Lebensbilder aus der Lebewelt der Vorzeit. Wer jemals an der klassischen Fundstelle Wallertsheim seinen lebendigen und gegenwartsnahen Darstellungen gelauscht hat, der mußte das Lebensbild an Ort und Stelle wieder auferstehen sehen, ebenso wie er es verstanden hat, die Wasserlache in der permischen Wüste bei Nierstein mit ihrem ganzen bunten Tierleben wieder vor die Augen der aufmerksamen und dankbaren Zuhörer zu zaubern. Und ebenso werden jedem Besucher des schönen Mainzer Museums, der das Glück hatte, von SCHMIDTGEN geführt zu werden, diese Stunden unvergeßlich sein, in denen er es mit der ganzen Lebensfrische und Lebendigkeit seines Wesens verstand, versunkene Welten wieder lebendig zu machen.

In dieser Stunde, die dem Gedenken eines unserer Besten gewidmet ist, sind wir seinen Gedankengängen gefolgt, die uns den Menschen und Forscher noch einmal so nahe gebracht haben, als wenn er sie mit seinen Worten gesprochen hätte. So haben wir seine Manen in gemeinsamer Feierstunde beschworen und seiner gedacht. In Trauer über seinen in jeder Hinsicht unersetzlichen Hingang, aber auch in Dankbarkeit für das Viele, das er geschaffen und uns hinterlassen. Wir dürfen uns glücklich schätzen bei dem Gedanken, daß wir neben und mit ihm ein weites Stück Weges gehen durften, mit einem Manne, der aus der Fülle seines reichen Menschentums Unvergängliches schuf. Wenn er seiner Heimat, seinem geliebten Mainz, der Wissenschaft und damit seinem ganzen Volke so viel geschenkt hat, so war das nur möglich, weil er nicht nur ein guter Naturforscher, sondern auch ein guter Mensch war. Forschertum und Menschentum sind nicht zwei trennbare Dinge: beide ergänzen sich zu einem einheitlichen Ganzen, denn nur ein guter Mensch kann auch ein guter Forscher sein.

In dem Augenblicke, da wir in treuem und dankbarem Gedenken sein Bild beschwören, steht er wieder vor unseren Augen, ein prächtiger deutscher Mensch vom Rhein: wir sehen wieder sein Lächeln und seine bezeichnenden Handbewegungen und hören seine Sprache. So wird er allen, die das Glück hatten, ihn zu kennen, und besonders seinen engeren Freunden immer wieder vor das geistige Auge treten, wenn wir uns seiner erinnern.

Die Heimat verliert in ihm einen treuen Sohn, einen aus bestem Hartholz geschnitzten Großdeutschen. Wir engeren Freunde verlieren in ihm einen in frohen Stunden heiteren und geselligen, in ernsten Zeiten stets hilfsbereiten Kameraden, die Wissenschaft aber einen ihrer Besten. Für Mainz ist OTTO SCHMIDTGEN unersetzlich.

Wir wollen am Schlusse dieser Feierstunde noch einmal dieses lieben sonnigen Menschen mit warmer Liebe gedenken. Ist er auch von uns gegangen, so wird er in unser aller Erinnerung fortleben, für immer unvergeßlich.